

Kiel 07.10.2015

Vortrag bei der Auftaktveranstaltung des

Projekts, Eva Leipprand

Die kulturelle Dimension der Nachhaltigkeit

Vielen Dank für die Einladung. Ich freue mich, mit Ihnen ins Gespräch zu kommen. Ich möchte gerne zuerst ein paar allgemeine Gedanken zur kulturellen Dimension nachhaltiger Entwicklung darlegen und dann zum Schluss ganz konkrete Vorschläge machen, welche Bildungsziele man daraus formulieren könnte.

Sie alle sind Akteurinnen und Akteure im Bereich Bildung für nachhaltige Entwicklung. Wer mit Bildung zu tun hat, arbeitet nicht nur daran, Kinder und Jugendliche zu einem selbstständigen und gelingenden Leben zu befähigen; er stellt auch die Weichen dafür, wie diese Kinder auf die Anforderungen der Zukunft reagieren und wie sie die Gesellschaft der Zukunft gestalten.

Wären wir vor 150 Jahren zusammengekommen, hätten wir vielleicht von Gehorsam und Pflicht gesprochen, von Zinnsoldaten für die Buben und von Puppen für die Mädchen; denn kampfbereite Soldaten und Mütter, die diese in die Welt zu setzen bereit waren, wären im Interesse der damaligen Gesellschaft gewesen. Die Zukunftsvision war ein starker wehrhafter Nationalstaat, der sich gegen seine Konkurrenten durchzusetzen vermochte beim Kampf um den Platz an der Sonne. Das ist jetzt etwas holzschnittartig formuliert; aber mit Sicherheit war man damals bestrebt, durch strenge Disziplin die Jugend in die bestehende Wertordnung einzugliedern.

Wir sind aber nun heute zusammen, im Oktober 2015, und da scheint mir ein solches Vorgehen – die bedingungslose Eingliederung ins Bestehende – nicht mehr ohne weiteres ratsam. Was ist das für eine Welt, in die die junge Generation gerade hineinwächst? Und was sind heute die Erwartungen unserer Gesellschaft an die Zukunft?

Mir kommt es so vor, als breite sich zur Zeit große Desorientierung und Verunsicherung aus - als ob die Menschen hinter dem Rausch des ständigen Wachstums und der rasenden Beschleunigung und der alles überschwemmenden digitalen Bilderflut allmählich die Bedrohung wahrnehmen, die aus dieser Entwicklung für sie

erwachsen könnte. Die Kluft zwischen Reich und Arm wird tiefer, die Ungerechtigkeit eklatanter, Spannungen und Konflikte nehmen verstörend atavistische Formen an, von denen wir gedacht hatten, sie seien längst überwunden; das westliche Lebensmodell gerät unter Beschuss, die bekannten politischen Muster verschwimmen, ebenso wie die klaren Fronten von früher; das Freiheitsversprechen des Internets ist ins Gegenteil verkehrt, das Gefühl, überwacht und fremdgesteuert zu sein, reicht bis in den letzten Winkel des Privaten; dazu kommen noch Klimawandel, Ressourcenknappheit, man muss das gar nicht alles aufzählen. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht; aber mir haben diese letzten Jahre und vor allem Monate sehr viele Gewissheiten im Kopf durcheinandergewirbelt und die engen Grenzen meines Horizonts und Weltverständnisses aufgezeigt.

Zum Beispiel Griechenland. Wie oft bin ich dort gewesen, mit Zelt und VW-Bus, im Land des Alexis Sorbas, der alles Geld verjubilte, aber so wunderbar Sirtaki tanzte, was für ein herrliches freies Leben. Und nun auf einmal erregt gerade dieser Mythos den deutschen Zorn und die Griechen ihrerseits malen der Kanzlerin ein Hitlerbärtchen ins Gesicht. Missverstehen überall. Was ist da passiert? Das deutsche Auftreten in Europa trifft auf ein völlig unerwartetes Echo, Eigen- und Fremdwahrnehmung prallen aufeinander. Wunden aus der Vergangenheit brechen auf und behindern eine zukunftsfähige Politik.

Und wie konnte es sein, dass nach dem emanzipatorischen Rausch des arabischen Frühlings nun wieder Diktatur und Chaos herrschen und Gewaltverherrlichung zur neuen Popkultur vieler junger Leute geworden ist?

Und dieses tägliche Wechselbad der Gefühle, was die Flüchtlingskrise betrifft – die bewegenden Bilder vom Münchener Hauptbahnhof, von der Hilfsbereitschaft der Menschen; das „Wir schaffen das!“ der Kanzlerin; und zugleich das Gefühl, hier geschieht etwas, das unsere Welt fundamental verändern wird, das uns zwingen wird, völlig neue Wege zu suchen. Nicht nur, dass wir merken, wie tief wir in die Fluchtursachen verstrickt sind und dass wir den Folgen nicht mehr länger ausweichen können, sondern auch, dass bei vielen das mentale Grundgerüst ins Wanken gerät, die Vorstellung von der selbstverständlichen Überlegenheit des Westens und seiner Werte.

Es geht mir aber nicht darum, hier ein düsteres Bild zu malen. In jeder der genannten Fragen steckt auch eine Chance, die Aufforderung zur Veränderung. Sonst wären wir ja nicht hier. Es ist längst eine weltweite Suchbewegung erkennbar, nach Alternativen, nach neuen Wegen in einer enger zusammenrückenden Welt, nach dem guten gelingenden Leben, das nicht auf Kosten der anderen geht. Die Aufgabe ist riesig, und ich glaube nicht, dass dabei irgendjemand den Überblick hat. Es ist

mehr ein Suchen als ein Wissen. Aber eine Ahnung ist da, dass wir vor Herausforderungen stehen, denen mit den bisherigen Rezepten nicht zu begegnen ist.

Wie sollen wir also in einer solchen Situation über Bildung und Erziehung reden? Ich habe den Eindruck, die junge Generation wird vieles anders und gescheiter organisieren müssen als wir, wenn sie eine gute Zukunft haben soll. Sie wird in vielen Dingen klüger, umsichtiger sein müssen als ihre Eltern und Großeltern. Das könnte mit dem Begriff der Gestaltungskompetenz gemeint sein. Bildung für nachhaltige Entwicklung muss die junge Generation gezielt befähigen, sich aus den Denkmustern der Elterngeneration zu befreien und über sie hinauszuwachsen - sich auf den oben genannten Suchprozess einzulassen, die evolutionäre Freiheit und Beweglichkeit zu entwickeln, die sie für ihre Aufgabe brauchen wird.

Wie könnte man nun diese Aufgabe aus heutiger Sicht beschreiben? Ich lese Ihnen nun ein Zitat vor und bitte Sie, zu raten, von wem das stammen könnte.

„Im Jahr 2050 leben rund 9 Milliarden Menschen gut und im Einklang mit den begrenzten Ressourcen der Erde ... Unter ‚gut leben‘ verstehen wir einen Lebensstandard, bei dem Bildung, Gesundheit, Mobilität, grundlegende Güter wie Nahrung, Wasser, Energie und Wohnraum sowie Konsumgüter für alle zugänglich und leistbar sind. Mit ‚im Einklang mit den begrenzten Ressourcen der Erde‘ beschreiben wir eine Lebensweise, bei der man einen solchen Lebensstandard mit den verfügbaren natürlichen Ressourcen und ohne Zerstörung von Artenvielfalt, Klima und anderen Ökosystemen aufrechterhalten kann.“

Das ist die *Vision 2050 World Business Council for Sustainable Development* (<http://www.wbcsd.org/vision2050.aspx>, 2010). Für dieses Papier haben sich eine Reihe großer weltweit agierender Unternehmen zusammengeschlossen, z. B. Novartis, Toyota, BMW und andere Autofirmen, BP, Deutsche Bank, Michelin, RWE, Coca Cola. Eigentlich erstaunlich! Das klingt, als ob die Vorstellung vom Guten Leben für alle, die in der Nachhaltigkeitsdiskussion eine zentrale Rolle spielt, längst Mainstream geworden sei. Diese Sätze könnten in jedem Exposé der Bildung für nachhaltige Entwicklung stehen. Das Gute Leben für die kommenden Generationen ist auch für mich persönlich der rote Faden, an den ich mich zu halten versuche, mein Kompass in all der gegenwärtigen Verwirrung; die Transformation unserer Gesellschaft Richtung Zukunftsfähigkeit, die als großes Menschheitsprojekt zu formulieren wäre. So wie das in der *Vision 2050* ja geschieht.

In diese Richtung wird ja auch schon überall gearbeitet, auch in unserem Land. Als Beispiel sei das Gutachten des WBGU genannt (wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung globale Umweltveränderungen) „Welt im Wandel. Gesellschaftsver-

trag für eine große Transformation“ aus dem Jahr 2011 (<http://www.wbgu.de/>), das kennen Sie wahrscheinlich, ein ausführliches Gutachten, das den Weg in eine nachhaltige Entwicklung auf allen Ebenen beschreibt.

Und doch bleibt bei mir ein Unbehagen, wenn ich mir die *Vision 2050* anschau. Was treibt Firmen wie Toyota und Coca Cola dazu, eine solche Erklärung zu unterschreiben? Ist das nicht einfach – neben dem Imagegewinn - die Vision eines weltumspannenden Marktes, der ihre Erzeugnisse endlich bis in den letzten Winkel transportiert? Noch mehr vom Gleichen? Vielleicht führt die *Vision 2050* ja noch zum einen oder anderen zusätzlichen Gütesiegel, aber eine grundsätzliche Änderung des Umgangs mit der Welt kann ich von dieser Seite nicht erhoffen. Wir werden es ja beim Klimagipfel in Paris erleben am Ende dieses Jahres, ob sich in unserer inzwischen längst vom Markt bestimmten Welt durch Initiativen dieser Art eine Wende herbeiführen lässt. Ich habe meine Zweifel.

Deshalb hier noch ein anderes Zitat für Sie, einzelne Sätze aus einem größeren Dokument, und ich darf Sie noch einmal bitten, die Quelle zu erraten.

„Es müsste einen anderen Blick geben, ein Denken, eine Politik, ein Erziehungsprogramm, einen Lebensstil und eine Spiritualität, die einen Widerstand gegen den Vormarsch des technokratischen Paradigmas bilden.“ „Es geht schlicht darum, den Fortschritt neu zu definieren.“ „Wir wollen uns nicht damit abfinden und nicht darauf verzichten, uns über den Zweck und den Sinn von allem zu fragen.“ „Wenn die Beziehung des Menschen zur Umwelt bedacht wird, darf die Kultur nicht ausgeschlossen werden, und zwar nicht nur im Hinblick auf die Denkmäler der Vergangenheit, sondern ganz besonders in ihrem lebendigen, dynamischen und partizipativen Sinn.“ „Was gerade vor sich geht, stellt uns vor die Dringlichkeit, in einer mutigen kulturellen Revolution voranzuschreiten.“

Das sind Sätze aus der „Enzyklika *Laudato si*“ von Papst Franziskus. Natürlich ist die Enzyklika stark geprägt von der Not in den Städten Lateinamerikas und unter einem globalen Aspekt verfasst, aber um den geht es ja auch bei unserem Thema. Sie ist eine Steilvorlage, die wir aufgreifen sollten (auch wenn Wortwahl und Tonfall nicht immer jedermanns Sache sind – es gibt übrigens auch von anderen Konfessionen und Religionen ähnliche Mahnungen, z. B. von der EKD gerade im Vorfeld von Paris). Wir brauchen eine kulturelle Revolution. Es geht um einen Wechsel der Paradigmen, der Brille, mit der wir die Welt betrachten. Um die Veränderung der mentalen Strukturen, die sich seit der Industriellen Revolution entwickelt haben. Und der Papst sagt uns auch gleich, wie man das angehen muss. Er verlangt einen interdisziplinären Dialog, die Einbeziehung der kulturellen Dimension. Er will die Wachstumslogik der Ökonomen durch andere, humane Haltungen erset-

zen, nach Wegen suchen, wie man Zufriedenheit und gutes Leben auch ohne extremen Materialismus erreichen kann. Wenn wir also unser großes Zukunftsprojekt – ein gutes Leben für neun Milliarden Menschen auf der Erde im Jahr 2050, das Projekt, für das wir die junge Generation begeistern wollen – wenn wir dieses Projekt also wirklich schaffen wollen (und ich denke, wir können es schaffen, um mit der Kanzlerin zu sprechen) – dann müssen wir die kulturelle Dimension des Transformationsprozesses mit einbeziehen.

Aber was ist hier überhaupt mit Kultur gemeint? Im weiteren Sinne ist Kultur zu verstehen als die Gesamtheit von Religion, Wissenschaft, Kunst, Moral, Gesetzen, Gewohnheiten und Gebräuchen, die der Mensch als Teil einer Gesellschaft erlernt und auch an die nächsten Generationen weitergibt. Die Kultur bestimmt die Art und Weise, wie der Mensch die chaotisch erscheinende Welt wahrnimmt und für sich ordnet; sie schafft eigentlich erst die Welt. Kultur ist ein Zeichensystem, das den Dingen Bedeutung in einem größeren Ganzen verleiht. Mittels Kultur kommuniziert eine Gesellschaft und verständigt sich über sich selbst, in einem laufenden Prozess. Kultur ist somit auch ein Synonym für die Veränderbarkeit der Welt.

Im engeren Sinne versteht man Kultur als die Künste; sie liefern die Bilder, Erzählungen, Musik, Tanz, auch Design und Architektur, mittels derer die kulturellen Kodierungen geschaffen, erhalten oder verändert werden können. Das ist die Sprache, mit der eine Gesellschaft über sich selbst reflektiert. Hier entstehen und vergehen die Symbole und Wertsysteme, die Normen, die unsere Gesellschaft bestimmen und zusammenhalten.

Wie stark diese kulturellen Kräfte sind, beschreibt Ludger Heidbrink, Professor für Philosophie hier in Kiel, in Bezug auf unser Thema.

„Nicht der Mensch als einzelner Akteur ist ursächlich für die destruktive Dynamik der Industriegesellschaft verantwortlich, sondern die ‚menschliche Kultur‘, die als Rahmensystem und Hintergrundinformation ökologisch relevante Entscheidungsprozesse in einer schwer kontrollierbaren Weise beeinflusst. Die moderne Kultur wirkt als autonomes ‚Steuerungsprogramm‘ auf das menschliche Handeln ein und sorgt dafür, dass Akteure gemeinsame Ziele verfolgen, ohne sich der kollektiven Orientierung dabei unmittelbar bewusst zu sein.“

Als ich vor einigen Jahren zum ersten Mal auf diese Textstelle stieß, war ich ziemlich betroffen. Ich hatte gelernt, mich als Produkt meiner Erziehung, des Familienzusammenhangs, der Gesellschaft, auch meiner Gene zu sehen; die Macht der kulturellen Prägung war mir so aber nicht bewusst.

Wieviel von dem, was wir für unumstößliche Wahrheit halten, ist in Wirklichkeit eine kulturelle Vereinbarung der Gesellschaft, vielleicht aus ihrer speziellen Geschichte entstanden, ein Mythos, in Bildern, Liedern und Erzählungen festgehalten und weitergegeben. Bei anderen lässt sich das oft leichter beobachten als bei sich selber. Beispiel: Der Schusswaffengebrauch in den USA, jetzt wieder eine neue Tragödie, und Obama resigniert. Beim Thema Schusswaffen geht es in Amerika ganz offensichtlich um einen Kulturkampf. Die Befürworter leben von den Bildern aus der Eroberung des Wilden Westens, wie sie in unzähligen Büchern, Liedern und Filmen tradiert werden. Gut und Böse sind zur Bewahrung des eigenen Selbstbildes klar verteilt, wer am schnellsten schießt, ist der größte Held, der Retter von Frau und Kind, von Haus und Hof. Dieser Mythos hat seinen Zweck auch tatsächlich erfüllt, über viele Jahre; er hat die Landnahme auf dem Zug nach Westen legitimiert und das Land zusammengeschweißt. Jetzt aber bewirkt er in meinen Augen das Gegenteil.

Wie aber ist das mit den Kodierungen im eigenen Land, zum Beispiel bei der Debatte um das Tempolimit? Warum ist die Einführung eines Tempolimits, wie das in den meisten anderen Ländern längst selbstverständlich ist, bei uns so ganz und gar unmöglich? Weil es anscheinend auch hier um ein Kulturgut geht, das sich gerade in Deutschland in dieser speziellen Art so entwickelt hat, die freie Fahrt für freie Bürger, dagegen kommt man nicht an, nicht seit den Bildern vom VW-Cabrio am Gardasee, und Politiker lassen lieber die Finger davon.

Ein ganz aktuelles Beispiel ist das deutsche Bild von Griechenland, um noch einmal dorthin zurückzukehren – nicht nur zu Sorbas (der ja gar kein Grieche war, im Film, sondern ein Amerikaner), sondern auch zu dem im griechischen Freiheitskampf des 19. Jahrhunderts entstandenen Idealbild, von Goethes Freund Winckelmann in klassische Höhen erhoben, ein Bild, das mit der Realität im Land selbst überhaupt nichts zu tun hatte. Ein Missverständnis, das immer wieder, auch gerade heute, zu Verwerfungen führt. Umgekehrt stammt, wenn man dem Autor Nikos Dimou glauben will, die Ablehnung der Griechen gegenüber Europa aus der Zeit der Kreuzzüge, als die einfallenden und brandschatzenden Heere der „Franken“-Ritter, wie man sie nannte, bei den Griechen die Sympathien eher ostwärts als westwärts lenkten. Viel von der Schärfe, die sich in den letzten Jahren im Verhältnis zwischen Deutschland und Griechenland entwickelte, mag darin liegen, dass man die jeweils andere kulturelle Kodierung nicht kennt und missversteht.

Es ist deshalb kein Zufall, dass Außenminister Steinmeier eine auswärtige Kulturpolitik verstärken will, „die versucht zu begreifen, was den anderen treibt“ (SZ 9. 6. 2015) und zumindest die Differenz zu beschreiben. Wenn wir in einer immer enger

zusammenrückenden Welt in Frieden zu einer nachhaltigen Politik kommen wollen, wird dies nur auf einer Basis möglich sein, die Fremd- und Selbstwahrnehmung zum Gegenstand macht.

Wenn Kultur also, wie gesagt, stark auf das menschliche Handeln einwirkt, so ist sie aber doch auch von Menschen gemacht und damit, und das ist die gute Nachricht, etwas, das sich wandeln kann und auch beständig wandelt. Und das ist auch notwendig; denn die Welt um uns herum wandelt sich auch, zum Beispiel durch den Einfluss des Menschen auf die Biosphäre oder durch die Globalisierung. Was einmal richtig erschien, muss nicht immer richtig bleiben. Deshalb müssen wir unsere kulturellen Normen immer wieder auf ihre Lebensdienlichkeit überprüfen. Eine kulturelle Revolution ist möglich und notwendig, und kulturelle Bildung kann dabei ein wichtiges Instrument sein.

Und hier kommen wir zu dem Punkt, um den es uns heute geht. Ohne die Einbeziehung der Kultur wird Bildung für nachhaltige Entwicklung sich schwer tun. Die Aufgabe der Kulturpolitik ist die Korrektur von Symbolblindheit, sagt der Soziologe und Kulturtheoretiker Dirk Baecker (Vortrag zum Auftakt des Kulturpolitischen Kongresses in Berlin 2013, unter Berufung auf den Künstler Heinz Rudolf Kunze und seinen Beitrag zum Bericht der Enquetekommission „Kultur in Deutschland“).

„Symbolblind sind wir, wenn wir Symbole nur beim Wort nehmen können. Symbolsehend jedoch sind wir, wenn wir die Ambivalenz jedes Symbols erkennen und in dieser Ambivalenz seine prekäre und kontingente Konstitution.“

Ich bin also symbolblind, wenn ich das Bild, das die Gesellschaft, in der ich lebe, von der Wirklichkeit entwickelt hat, unbesehen zu meiner eigenen Wahrnehmung mache und mit der Wirklichkeit verwechsle. Wenn ich Mythen nicht als solche erkenne, sondern für wahr halte. Die Symbolblindheit ist deshalb so gefährlich, weil es dabei um ganz tiefe Emotionen geht, das Eigene, die Gruppe, das Wir gegen die Anderen, Emotionen, die auch jederzeit zu aktivieren sind, wie man das zum Beispiel im Jugoslawienkrieg erfahren musste. Symbolblindheit bedeutet auch, dass ich die Glaubenssätze der Gegenwart als alternativlos ansehe, zum Beispiel die neoliberalen Vorstellungen von Ökonomie.

Kulturelle Bildung im Rahmen der nachhaltigen Entwicklung hat hier eine große Aufgabe. Sie bringt über die kognitive Erfahrung hinaus auch den kreativen Blick ins Spiel, der die eigene Wahrnehmung nicht unbesehen den gesellschaftlichen Normen unterwirft, sondern diese hinterfragt und damit neue Möglichkeitsräume eröffnet, in denen das ganz Andere, das Unerwartete auftaucht, in dem auch das Ungewisse Platz hat. Wo es den Raum und den Blick für die Suchbewegung gibt.

Den Blick für das Andere im Anderen. Die Beschreibung der Differenz und auch, wenn es glücklich läuft, die Fähigkeit zum Perspektivwechsel und zur Empathie. Empathie, sagt Aleida Assmann, ist die Fähigkeit, sich in die Schuhe des anderen zu stellen.

Gelingt das, dann öffnen sich vielleicht neue Horizonte, ungeahnte Alternativen. Vielleicht gibt es andere Kulturen, die mehr oder anderes wissen über das Gute Leben und uns davon erzählen können? Vielleicht ist das Sich-Einrichten auf gleicher Augenhöhe gar kein Verlust, sondern ein Gewinn? Vielleicht finden wir anderswo Antworten auf die Fragen der Welt, die in der jetzigen Situation besser passen als die des Westens und die auf keinen Fall zerstört werden dürfen? Die helfen könnten, ökologische Grenzen zu akzeptieren, unsere Aktivitäten der Endlichkeit des Planeten anzupassen? Kulturelle Setzungen wie „Macht euch die Erde untertan“ oder „Seid fruchtbar und mehret euch“ haben sich als überholt erwiesen; es lässt dagegen aufhorchen, wenn ein Staat wie Ecuador 2008 beschließt, die Rechte der Natur in die Verfassung aufzunehmen. Ist da vielleicht jemand klüger? Und verfügt über Bilder und Wertvorstellungen, die die Welt gerade jetzt brauchen kann? In Ecuador und Bolivien wurde das Gute Leben, das *buen vivir*, als Verfassungsgrundsatz festgeschrieben. Beim *buen vivir* geht es nicht um wirtschaftliches Wachstum, sondern um das ganzheitliche Wohlergehen der Menschen. Um Gleichgewicht und Harmonie mit der Natur. Ob die politische Praxis in diesen Staaten auch immer solchen Prinzipien folgt, ist eine ganz andere Frage. Aber immerhin hatten die lateinamerikanischen Kulturen einen Fundus zur Verfügung, um Gegenbilder zu entwerfen, die auch Vorbilder werden konnten für die Debatte in den sogenannten hochentwickelten Industrieländern. Es ist nicht gesagt, dass Fortschritt immer der westliche Weg ist. Es geht schlicht darum, wie der Papst gerade auch im Hinblick auf Lateinamerika sagt, den Fortschritt neu zu definieren.

Ich zitiere aus der „Allgemeinen Erklärung zur kulturellen Vielfalt“ der UNESCO:

„Im Lauf von Zeit und Raum nimmt die Kultur verschiedene Formen an. Diese Vielfalt spiegelt sich wieder in der Einzigartigkeit und Vielfalt der Identitäten, die die Gruppen und Gesellschaften kennzeichnen, aus denen die Menschheit besteht. Als Quelle des Austauschs, der Erneuerung und der Kreativität ist die kulturelle Vielfalt für die Menschheit ebenso wichtig wie die biologische Vielfalt für die Natur. Aus dieser Sicht stellt sie das gemeinsame Erbe der Menschheit dar und sollte zum Nutzen gegenwärtiger und künftiger Generationen anerkannt und bekräftigt werden.“

Die Erklärung setzt die Vielfalt (Diversität) der Kulturen der Vielfalt der Arten in der Evolution des Menschen gleich. Damit definiert sie ebendiese Vielfalt der Kul-



turen als eine unverzichtbare Ressource für die Zukunft der Menschheit. Es geht also nicht mehr einfach nur um Toleranz oder Akzeptanz des anderen. Nein, dieser Gedanke könnte, zu Ende gedacht, für den Westen eine Aufforderung zu grundsätzlichem Umdenken sein.

Soweit meine Überlegungen zu Kultur und Nachhaltiger Entwicklung. Und nun zu den konkreten Vorschlägen, welche Kompetenzen man daraus ableiten könnte. In einem Artikel für das Handbuch Kulturelle Bildung habe ich - in aller Vorsicht - eine erste Liste zu erstellen versucht, sie ist im Internet nachzulesen.

„Nachhaltige Kompetenzen“ könnte man ... wie folgt formulieren:

- die eigene Kultur als Teil der weltweiten Vielfalt und gleichzeitig als besonderen und unverwechselbaren Ort zu erleben, an dem man sich verwurzelt und zu Hause fühlt. Das Zuhause sein in der eigenen Kultur ist Voraussetzung für fruchtbare interkulturelle Erfahrung.
  - den Umgang mit der Natur auch als eine kulturelle Aufgabe wahrzunehmen und dabei überkommene Denkmuster (z. B. das Recht auf Ausbeutung der Natur) zu überprüfen. Das bedeutet, nach allen Seiten offen zu sein, sich auf das Unbekannte einzulassen, das Ungewisse auszuhalten.
  - sich anderen Kulturen zu öffnen und ihre Vielfalt als eine Ressource für die Zukunft der Menschheit zu erkennen, zu schützen und zu nutzen. Dies bedeutet auch, die kulturelle Bedingtheit des eigenen Handelns zu hinterfragen und Angebote anderer Kulturen in die Transformationsstrategien einzubeziehen.
  - Zufriedenheit, Glück, Erfüllung nicht nur im Materiellen zu suchen, sondern in den Möglichkeiten zum eigenen kreativen Tun und der Teilhabe am kulturellen Leben; Sinn zu finden in gemeinsamen Aufgaben.
  - Die Perspektive auch des anderen einnehmen zu können, gerade auch in Fragen globaler Gerechtigkeit; vernetzt zu denken und zu fühlen; ein Wir-Gefühl in der Gemeinschaft zu entwickeln bis hin zum globalen Wir der Menschheit insgesamt.
  - den Weg in die Zukunft in diesem Sinne als einen weltweiten Suchprozess zu begreifen, Anpassungsfähigkeit zu entwickeln und selbst Verantwortung für die Zukunft des Planeten zu übernehmen.
- (<http://www.kubi-online.de/artikel/kultur-bildung-nachhaltige-entwicklung>)

Zum Schluss noch ein Gedanke zum Zuhause sein in der eigenen Kultur. Letztes Wochenende war ich in Tirol auf einer Tagung zur nachhaltigen Entwicklung in

den Alpentälern. Dabei spielte der Begriff Heimat eine große Rolle. An diesem Begriff kann man den Wandel kultureller Kodierungen sehr gut beobachten. Lange Zeit durch reaktionären ausgrenzenden Nationalismus kontaminiert erweist er sich auf einmal wieder – in gewandelter Form – als wesentlich und hilfreich. Er benennt ein starkes, tief sitzendes Gefühl, das viele Menschen als kostbar betrachten und nicht aufgeben wollen. Man muss mit diesem Gefühl rechnen, man darf aber auch damit rechnen. Es liegt eine große Kraft in Liedern und Bräuchen, in der zu Herkunft und Gemeinschaft gepflegten Verbindung. Allerdings ist es nicht immer leicht, die Einzigartigkeit des Eigenen und die Vielfalt des Anderen gleichzeitig zuzulassen und wahrzunehmen. Wer aber geschult ist im Umgang mit kulturellen Symbolen, wer also symbolsehend ist, kann die Vielfalt ganz im Sinne der Unesco-Konvention als Quelle des Austauschs, der Erneuerung und der Kreativität erleben. Dann ist Heimat das Tiroler Alpental – aber eben auch die ganze Welt. So sagt das auch der Papst in seiner Enzyklika und hat damit das letzte Wort.